

1

„Es stimmt, daß jeder mindestens einmal in seinem Leben die Härte der Welt wirklich zu spüren bekommt. Daß er ans Wesen der Dinge rührt. Man hat ein Recht darauf, das Recht zu erfahren, wie aufreibend, schwierig und gefährlich es ist, das menschliche Abenteuer. Nein: Bedauern muß man diejenigen, die vor allem geschützt sind, allem entgehen – die Handschuhe tragenden Menschen.“ Daß die Abgründe der Geschichte jemanden zum Künstler machen können. Ihn dazu zwingen. Soll man sich wünschen, für die Kunst, daß dies so ist?

Das 20. Jahrhundert hat nicht gespart mit Ereignissen, mit Zeitenbrüchen, die direkt in die Biographien der Menschen hineinfetzten. Es hat vorgeführt, was es heißt, von der Geschichte bestimmt zu werden. Keine Wahl mehr zu kennen. Für Georges Hyvernaud (1902 – 1983) werden es fünf Jahre sein, die seinem schriftstellerischen Werk nicht nur ein thematisches Gepräge geben, sondern vor allem eine Bewußtseinslage, einen Blick auf den Menschen, der ihm für immer bleibt: 1939 wird er, der zu dem Zeitpunkt als Lehrer in Rouen arbeitet, zur Armee eingezogen, gerät im Mai 1940 bei Lille in deutsche Gefangenschaft und kommt in ein Lager in der Nähe von Arnswalde in Pommern (heute: Choszczno). Befreit wird er erst im April 1945, aus einem Lager in Soest, wohin die vor den Russen und Amerikanern flüchtenden Deutschen die übriggebliebenen Gefangenen getrieben haben. „Später werden die Historiker drüber schreiben, über dieses unförmige Abenteuer, in dem wir versackt sind. In den Büchern werden kurze, klare Sätze stehen: ‚Die Deutschen machten auf ihrem Feldzug gegen Frankreich zwei Millionen Gefangene...‘ Es wird Landkarten geben, mit Pfeilen und Kreisen, um zu erklären, wie das Ganze abgelaufen ist.“ So kommentiert der Erzähler in Hyvernauds erstem Roman das Erlebte. Der Autor weiß, daß der Einzelne in einem Geschichtsdickicht wie diesem untergehen muß. Es sei denn, könnte man in seinem Sinne entgegen, es rettet ihn die Literatur.

Als früher Kriegsgefangener erlebt Hyvernaud nicht mörderische Schlachten, sondern eine andere Gestalt des Zweiten Weltkriegs: den Abtransport,

wochenlange Fahrten im Güterzug, die Absurdität des Sich-Einrichtens in der Realität des Gefangenenlagers, das er mit acht eng beschriebenen Oktavheften und ein paar losen Blättern nach Kriegsende schließlich hinter sich läßt. Er kehrt nach Paris zurück, wo er wieder unterrichtet und bis zu seinem Tod bleiben wird. Das schmale Werk, das sich unter dem Druck dieser Erfahrung formt, der des Eingeschlossenseins, des Wartens, der wochenlangen Fußmärsche ins Ungewisse, vor allem aber der des Heimkehrens, wird unmittelbar nach dem Krieg entstehen: zwei Romane und Kurzprosa, vieles darin bereits skizziert in den Heften aus dem Gefangenenlager, seinen „Tagebüchern“. Sofort wird der Autor veröffentlicht, sein Talent erkannt. Er wird von zwei, drei wichtigen Leuten der Nachkriegszeit „geschätzt“ – und wieder vergessen.

Es ist sicher kein Zufall, daß Hyvernaud ausgerechnet in den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts endgültig wiederentdeckt wird von einer größeren, mittlerweile auch internationalen Leserschaft. Zu einer Zeit, in der Zukunft nur noch das zu sein scheint, was man tastend erfährt, nicht, was man schon weiß und lauthals verkündet, geraten auch wieder bestimmte Gestalten der Literaturgeschichte ins Blickfeld. Autoren, die, wie Hyvernaud, unfähig waren, auf die eigenen Erfahrungen sofort und unbekümmert mit Denkmustern zu reagieren, die sich in die Logik der Großen Erzählungen einpaßten. Plötzlich bildet sich wieder ein Gehör heraus für den, der wußte, daß vor der Frage: Wie könnte der Mensch sein? erst eine andere gestellt werden muß: Wie ist er?

Vor dem Hintergrund eines solchen Leitfigurenwechsels schrieb Marguerite Duras in den achtziger Jahren mit Blick auf Jean-Paul Sartre den lapidaren Urteilssatz, Ideen seien kurzlebig. Punkt. Die Erfahrung, die Emotionen des Einzelnen nicht, hätte Hyvernaud ihr beipflichten können. Seine Sicht auf die Dinge, das sucht er sich nicht aus, wird nach dem Krieg nicht durch Philosophien geprägt, die er alle kennt, sondern nur durch eines noch: den erschöpften Leib.

Er, der als Sohn eines Schlossers und einer Näherin in der Charente aufwächst, einem Departement im Westen Frankreichs, ist 1939 kein Gymnasiast mehr, der ahnungslos in den Krieg taumelt. Bei seiner Mobilmachung gehört er einer Generation an, die, eingezwängt zwischen zwei Weltkriegen, ihr Leben entwerfen

muß: Für den ersten sind sie zu jung, beim zweiten schon zu erwachsen, um ihn in unschuldiger Verwirrung zu erleben. Auch die Mitgefangenen, die als literarische Figuren in seinen Büchern wiederkehren, sind keine jungen Männer mehr. Wie Hyvernaud, der 1936 heiratet und 1937 Vater einer Tochter wird, lassen sie alle ein Leben mit Familie und Beruf zurück.

Diese „vom Krieg zusammengetrommelte Generation“ ist Hyvernauds erstes Beobachtungsobjekt. Zu seinem genauen, erbarmungslosen Hinsehen zwingt ihn auch eine neue fundamentale Erfahrung: das ständige Eingeschlossensein inmitten einer Menge. Die aber schreibt er in seinen Romanen nicht dem Krieg zu, sondern deutet sie als Massenerlebnis einer Gesellschaftsschicht, mit der er sich auskennt. „Der Arme hat kein Recht auf Einsamkeit. Er wird im Entbindungsheim geboren, zusammen mit anderen. Und mit anderen stirbt er im Krankenhaus. Zwischen Krippe und Hospiz liegen Kinderhort und Irrenanstalt, der Knast und die Kasernen. Von Anfang bis Ende muß er sein Leben in Gemeinschaft verbringen.“ Im Lager kulminiert diese fatalistische Weltsicht. Vielleicht der größte Fluch für einen, der denkt und schreibt: nie allein sein. Gleichzeitig ist das Schreiben eine Möglichkeit, sich zu wehren. Die Bedrängnis durch die anderen pariert er in seinen Büchern mit schneidendem Urteil über sie. Seine Mitgefangenen wird er mit der Befreiung 1945 schließlich los, den überscharfen Blick nicht.

2

Wenn der Preis friedlicherer Biographien literarische Harmlosigkeit ist, wundert es nicht, daß man bei Hyvernaud sofort aufmerkt. Fast ungewohnt heute, diese Entschiedenheit im Ton, dieser Rundumschlag. Dazu das Gefühl: Da konnte sich einer nicht aussuchen, wovon er so dringend schreibt. Unvorstellbar das Bild des Autors bei der Arbeit in einem gemütlichen Salon, so schreibt wer vom harten Küchenstuhl her. Gerade angesichts der Erfahrung von Verschleppung und Viehwerdung, Gefangenschaft und Heimkehr, die Hyvernaud mit vielen im 20. Jahrhundert teilt, wird klar, daß nur wenige imstande waren, das Erlebte so zu verdichten, daß daraus eine Kernerzählung über den Menschen wird. Und bei den

wenigsten wird der erfahrene Schmerz durch Scharfsinn und Humor so gebändigt, daß man ihn um so stärker aus jeder Zeile herauspulsen spürt. Hyvernauds Bücher sind keine Erinnerungsliteratur. Die Erinnerung, bei Hyvernaud, ist da, um die Gegenwart zu beschreiben, nicht umgekehrt.

Schon in seinem ersten, 1949 erschienenen Buch *Haut und Knochen (La peau et les os)* sind Thema und literarische Methode gefunden. Statt der realistischen Erzählung eines Kriegsgefangenen ein sich an Episoden entlanghangelndes Nachdenken über das Leben als besiegt, gedemütigter Mensch. Ein Leben, das mit dem Kriegsende nicht automatisch aufhört.

Die Heldenmüdigkeit, die Hyvernauds Schreiben durchzieht, findet man in deutscher Sprache wieder bei Wolfgang Borcherts Kriegsheimkehrer Beckmann in *Draußen vor der Tür* (1947). Dem grausamen Spruch, der als Trost nach Schreckenserfahrungen oft gebraucht wird: das Leben müsse weitergehen, setzt der Erzähler auch bei Hyvernaud ein Warum und Wie entgegen. Angesichts des trauten Verwandtschaftskreises, der den Heimgekehrten mit Törtchen erwartet, ahnt er: „Das also werde ich mitbringen von meiner Reise: ein halbes Dutzend Anekdoten, die die Familie nach den Familienmahlzeiten zum Lachen bringen. Meine richtigen Erinnerungen werde ich natürlich nicht auspacken....So was zeigt man nicht her. Man bewahrt sie ganz tief in sich auf, hübsch verzerrt und verschnürt, Bilder nur für einen selbst, wie obszöne Fotos, die man in der Brieftasche unter Rechnungen und den Ausweisen versteckt.“

Bis in die Form hinein bleibt der Krieg bestimmend: das rasch Notierte, das Kurzgefaßte in Hyvernauds Büchern ist wohl kaum als freie stilistische Wahl zu deuten. Doch hat der Autor es für sich nutzen können. Im Bruchstück offenbart sich für ihn das Wesen einer Sache. Lose Szenen, groteske Augenblicke. Mit wenigen Strichen entstehen Nachkriegswohnzimmer genauso wie Lagerbaracken, französische Schulräume oder eine verschneite Ebene, durch die sich Tausende Gefangene dahinschleppen. Erinnerungen und Wahrnehmungen, die ungeschützt über- und nebeneinander liegen, werden im Jetzt zusammengestaucht. Die Montage führt zur Demontage der menschlichen Figur. Das Prägnante und Bissige dabei entspricht einer bei Hyvernaud ständig wiederkehrenden Denkfigur, die

einer Formelfindung für die Welt gleicht. In *Haut und Knochen* schreibt er: „Die Einsamkeit ist nicht leicht zu ertragen. Für Schwachköpfe gibt's Cafés. Und Kirchen gibt's für Gläubige. Aber Gläubige sieht man ja kaum noch. ... Und wen das Skatspiel oder die Messe nicht reizt, für den gibt's Parteien. Eine Partei, das bedeutet zuallererst menschliche Wärme. Das Glück, eine Gemeinschaft von Menschen zu sein. Kameraden. Kameraderie verbindet uns mit Menschen nicht durch das, was sie sind, sondern durch das, was sie tun. Man baut gemeinsam eine bestimmte Sache – eine Brücke oder eine Straße oder eine Welt... Man entscheidet sich, Teil dieser Kraft zu sein. Nicht wegen der Ansichten, die man hat. Sondern, um Teil dieser Kraft zu sein. Man entscheidet sich, ein Mitglied zu sein, die Ansichten kommen dann schon.“ Wer klarsieht, ist unweigerlich zur Einsamkeit verdammt.

Der Typ des inmitten der Menschheit verlorengegangenen Erzählers kehrt auch im *Viehwaggon* (1953) wieder. Der Namenlose hier ist ein Nachkriegsgefangener, hineingezwängt in eine blutleere Gegenwart ohne Zukunft. Sein Verbindungsfaden zur Welt ist gekappt. Wenn im Innenraum eines Menschen nichts mehr seinen selbstverständlichen Platz hat, die anderen um ihn herum aber weitermachen wie bisher, entsteht das Absurde. Resultat: Jede fremde Geste, jeder Satz wird doppelt geprüft, erst dieses sekundlich neue Überprüfen ergibt dann einen Zusammenhang – oder nicht. Mit überfeinerten Sinnesorganen nimmt der Erzähler das menschliche Panoptikum um sich herum wahr, saugt er auf, wie Abgeordnete, Kneipiers, Kleinunternehmer, Frisöre oder Priester wieder auf ihre sozialen Plätze klettern, die Vergangenheit wegdrängen, sich in einer Illusion einrichten. Bei Hyvernaud scheint ein solcher, die Gesellschaft bis auf die Knochen durchdringender Blick bloß zwei gegensätzliche Geistesverfassungen noch zuzulassen: Wahn oder Witz.

Hyvernauds Luzidität ist eine, die dem Verrücktsein vorausgeht. Das Schreiben/ Sprechen dabei ein Mittel, den Zustand der Luzidität wenigstens auf die nächsten Momente auszudehnen. Will man nicht auf der Stelle sterben, muß man die Welt anders ansehen können, lachend. Diese Ahnung teilt sein Erzähler nicht zuletzt mit Figuren eines Samuel Beckett, dessen Stück *Warten auf Godot* – Zufälle gibt

es nur für Blinde – im selben Jahr, in dem auch der *Viehwaggon* erscheint, in einem kleinen Pariser Theater uraufgeführt wird. In Hyvernauds Romanuniversum, in dem jeder ein Résistance-Held gewesen sein will, am Bistrotisch absurde Verteidigungsreden geschwungen werden und das eigene Versagen vertuscht wird, erscheint vor allem Bourladou, der Gegenspieler des Erzählers, als Symbol des ungebrochenen heuchlerischen Lebensgeistes.

Die Mittelmäßigkeit, die sich in der Rede seiner Mitmenschen als Gemeinplatz offenbart, hat für Hyvernaud offenbar eine besondere Rolle gespielt. Aus den postum veröffentlichten Lager-Tagebüchern jedenfalls kann man seine ständig wiederkehrende Furcht herauslesen, von ihr angesteckt zu werden. Doch ist diese Angst nicht nur die Obsession eines Gefangenen. Vielmehr steckt der Wunsch dahinter, der Mensch möge endlich alle Hilfskrücken zur Erklärung seiner Situation wegwerfen und einen radikaleren Blick auf sich selbst wagen. Als Schriftsteller versucht er es, was ihn allerdings in einen Widerspruch zur Gesellschaft bringt, wie er in *Haut und Knochen* feststellt: „Seltsam: sobald man anfängt zu schreiben, hat man das Bedürfnis zu lügen. ... Und wenn man sich dagegen wehrt, gilt man als unmoralisch und subversiv.“

Was seine Zeit nicht aushält: scheinbar Gegensätzliches zu denken. Gleichzeitig. Sich desillusioniert anzuschauen und im Erschrecken über die eigene Begrenztheit, die eigene Fehlbarkeit die Bedingung für ein freieres und authentischeres Leben zu entdecken. Eine Fähigkeit, von der wir bis heute nicht behaupten können, sie ausgeprägt zu haben.

Hyvernaud hat sich nicht gescheut, Mitschuldige an einer solchen Verstellung des Blicks auch in den Reihen „heiliger“ Literaten der Grande Nation auszumachen. Bei Victor Hugo entlarvt er einen falschen Patriotismus, der in Kriegszeiten schlicht zum Tod führen kann. Charles Péguy, einer der Hauptvertreter der Katholischen Erneuerung und eines mystischen Nationalismus, verleitet ihn zu aggressiver Satire. Sein Vorwurf ist fundamental: Mit der scheinheiligen Propaganda vom Mythos des Glücks in der Arbeit, der Religion, den Tugenden machen Autoren wie sie den Menschen nicht nur etwas vor, sie befestigen, schlimmer, den Status quo der Gesellschaft. Hyvernaud selbst wehrt sich gegen eine „Romantik des Drecks“,

wie er es nennt, diese von Schriftstellern so oft vorgeführte Idylle der Kleinen Leute. In seinen zahlreichen Schilderungen ihrer Lebenswelt ist er hin- und hergerissen zwischen Ekel und Sympathie. Wie sie geht sein Held in der Anonymität unter. Als schreibendes Individuum allerdings hievt er sich immer wieder aus ihrem blinden Dasein heraus.

3

Für manch einen sind Kriege oder Revolutionen Ereignisse, die Hoffnung auf einen Neuen Menschen wecken, andere sehen zu diesen Zeiten den alten besonders deutlich hervortreten. Hyvernaud gehört zu letzteren. Wie gleich weit der Mensch jedesmal von der Erneuerung seiner selbst entfernt bleibt – dieses unausgesprochene Erstaunen durchzieht alle seine Texte. Wie ist er, mit solchen Auffassungen und seinem Erinnerungsgepäck, damals in die literarische Öffentlichkeit getreten?

Hyvernaud teilt mit vielen derjenigen, die die intellektuelle und kulturelle Szene im Nachkriegsfrankreich bestimmen, einen biographischen Hintergrund. Auch er hat die traditionsreichste Eliteanstalt französischer Bildung durchlaufen, die École Normale Supérieure, die er 1924 in Saint Cloud als Jahrgangsbester verläßt. Obwohl er bereits in den dreißiger Jahren Artikel, Essays und Kurzprosa in Zeitschriften veröffentlicht, hat er offenbar nicht den Berufswunsch Schriftsteller. Der von Freunden als zurückhaltend, auffallend bescheiden und beinahe linkisch beschriebene geht in die Lehrerausbildung.

Als er 1945 nicht gerade euphorisch ins befreite Frankreich zurückkehrt, diskutiert man Schuld und Bestrafung, Widerstand und Kollaboration. In dieser Zeit der Abrechnung, bei der letztlich nur wenige zur Verantwortung gezogen werden, entsteht auch ein neuer Typus von Autor: ein Schriftsteller mit moralischen Verpflichtungen, der ähnlich einem Politiker oder General hohes öffentliches Prestige genießt. Von denen, die damals denkerisch, politisch oder künstlerisch neue Wege wiesen, war Jean-Paul Sartre sicherlich einer der einflußreichsten. Seine nach dem Krieg öffentlich vorgebrachte These, der Existentialismus

definiere den Menschen durch sein Handeln und sei damit „ein Optimismus, eine Lehre der Tat“, fällt in dem zuerst besiegten, dann befreiten Frankreich auf fruchtbaren Boden. Der Wiederaufbau war eine Angelegenheit, für die es die Ärmel hochzukrempeln galt. Das Nachkriegseuropa brauchte zuversichtliche Anpacker. Sartres weder marxistisch noch christlich angelegte Philosophie vom freien und verantwortlichen Selbstentwurf kam hart und mitleidlos daher, bot aber gleichzeitig einen Ausweg für den einzelnen. Und der hieß nicht zuletzt: die Zukunft ist offen – läßt sich also bewältigen. Vor dem Hintergrund jahrelanger Besatzung und kollektiver Starre wird die Begeisterung, mit der diese lebensbejahende Philosophie plötzlich in eine Mode verwandelt wurde, durchaus verständlich. Vom Wind eines Neuanfangs wollten alle erfaßt werden. Sartre verwendet sich für Hyvernaud. Im Dezember 1946 läßt er ein Kapitel aus *Haut und Knochen* in der soeben von ihm gegründeten Monats-Zeitschrift *Les Temps Modernes* abdrucken. Das gesamte Buch erscheint 1949 im Verlag Le Scorpion. Es findet kaum Beachtung. Als 1953 *Der Viehwaggon* im Verlag Denoël erscheint, reagiert die Kritik nicht nur unfreundlich, sondern feindlich. Die Heftigkeit der Ablehnung, die Hyvernaud überrascht – ein Indiz dafür, wie sehr der Autor an noch offene Wunden rührt. Seine kompromißlose Weltsicht wirkte auf damalige Leser, schlicht gesagt, bedrohlich.

Der Existentialismus kommt in diesem Buch nur noch als Salongespräch vor. Hier verwandelt das Denken niemanden, die Utopie greift nicht. Wenn Madame Bourladou, hauptberuflich Gattin, aufgeschnappte Weisheiten von sich gibt, gilt Hyvernauds Spott nicht der Philosophie, sondern den Menschen, die sich intellektueller Themen wie eines modischen Hutes bedienen.

Sprechen vom Humanismus in diesem Sinne – so muß es Hyvernaud wohl vorgekommen sein – ist Sprechen über den Menschen mit abgewandtem Gesicht. Er aber muß hinschauen. Und ihn damit auf seine angemessene Größe bringen; das Feige, Ängstliche, Gleichgültige, Erschöpfte und Verwirrte gehören dazu. Schon im Lager kann er aus den Unterhaltungen seiner Mitgefangenen nichts anderes heraushören als „die Offenbarung ihrer inneren Armut“. Ob Krieg oder Frieden, das Denken kreist um Zeitungsmeldungen, Schnulzenrefrains,



Geschichtchen Handlungsreisender, wie er in seinem Tagebuch notiert. Der Mensch, das immergleiche Wesen. „Aber derlei Urteile sollte man vermeiden. Nicht, daß sie falsch wären: sie sind weder wahr noch falsch. Wir sollten nicht allzu viel erwarten von den anderen. In der Welt des Krieges ist man allein.“ Diese Zeilen sind Teil eines knappen Textes, der während des lebensgefährlichen Fußmarsches durch Mitteleuropa entsteht, zu dem die Deutschen auf ihrem Rückzug die Kriegsgefangenen gezwungen haben. Der *Brief an ein kleines Mädchen*, in einer Scheune geschrieben und 1945 in der Zeitschrift *Espace* abgedruckt, enthält den Kern von Hyvernauds Poetik. Darin: Kein Wort von radikaler Tatkraft, von Freiheit. Der Krieg, die anderen behalten die Macht. Für einen, der so empfindet, wäre simple Misanthropie eine denkbare Haltung. Hyvernaud entgeht ihr in seinem Werk. Die Klarheit und Anmut seiner Sprache, in der er über alltägliche Dinge, das Elementare des Mensch-Seins spricht, zeugt von einer Hingabe an das Leben, an die Kraft der Schrift und des Poetischen. Vielleicht gilt er deshalb bei der heutigen französischen Presse als „humaner Céline“. Trotz der Ahnung, daß der Traum von einer gänzlich neuen Gesellschaft nur um den Preis einer wie auch immer gearteten Beschränktheit, einer partiellen Blindheit, zu haben ist, schafft Hyvernaud in all seinen Büchern ein Gleichgewicht: der tiefen Skepsis steht immer die Lust des Beobachters gegenüber, der am Menschen festhält, ohne etwas von ihm zu erwarten.

Der Raum in den fünfziger Jahren für einen Schriftsteller wie ihn war schmal: Zwischen kritischer Aufbruchsliteratur, grotesk-phantastischen Textwelten à la Boris Vian und dem gerade erst entstehenden Nouveau Roman war wenig Platz. Seine Stimme muß trotz des abgründigen Humors wie dämpfend gewirkt haben auf das Entertainment, das intellektuelle, feuilletonistische oder spaßige, das schon wieder in Paris einkehrte. Zuviel Kollaborateure in seinen Beobachtungen des täglichen Überlebens, zuviel Ironie beim Beschreiben des Wiedereinrichtens, zuviel Kontinuität in der Geschichte anstatt der ersehnten Neuanfänge. Zu viele Gespenster. Heutige Leser mag der zuweilen heftig insistierende Ton, der die

Bitterkeit nie ganz wegdrücken kann, möglicherweise befremden. Verstanden werden muß er wohl als direkter Ausdruck eines Ungehörten.

Es heißt, Sartre habe Hyvernaud angeboten, bei *Les Temps Modernes* mitzuarbeiten, Hyvernaud jedoch lehnte ab. Um seine Unabhängigkeit als Schriftsteller zu wahren? Wußte er, der nie ein Parteibuch besaß, aber seit 1935 Mitglied des *Comité de Vigilance des intellectuels antifascistes* war, daß es in einer Zeit, in der gegensätzliche Ideologien jedes Denken auf Parolen und Leitsätze zusammenstauchen, ein freies Sprechen nicht geben kann? Daß er hätte Kompromisse schließen müssen? Wer eine solche Entscheidung trifft, geht das Wagnis ein, nicht gehört zu werden. Oder erst sehr viel später.

Für jemanden wie Hyvernaud, für den Schreiben keine intellektuelle Fingerübung war, kein Fabulierspaß oder Zeitvertreib, sondern eine Sucht, mit jeder Zeile die menschliche Existenz bis in die Wurzeln hinein zu durchdringen, muß die Ablehnung seiner Bücher gewirkt haben wie eine Ohrfeige, die seiner Person, nicht nur dem Autor galt. Er kann die Enttäuschung darüber nicht wegschreiben. Die Konsequenz, die er zieht, rigoros wie sein Schreibstil: er wählt das Schweigen. Fortan ist er nur noch Verfasser von Unterrichtsmaterialien für das französische Schulsystem. Diese von Schriftstellern oft verkündete, aber nur selten tatsächlich vollzogene Entscheidung zeugt nicht nur von Radikalität im Umgang mit sich selbst, sondern vor allem von einer Literaturlauffassung, der zufolge die Arbeit des Schriftstellers ohne Leser ihren Sinn verliert. Oder wie er selbst einmal schrieb: „Ich will keine Wertschätzung, ich will gelesen werden.“

Februar 2007